

Zeitschrift: Magglingen : Monatszeitschrift der Eidgenössischen Sportschule
Magglingen mit Jugend + Sport

Herausgeber: Eidgenössische Sportschule Magglingen

Band: 46 (1989)

Heft: 9

Artikel: Schneller, höher, stärker, schöner, menschlicher : der olympische Athlet
im Sinne der Idee

Autor: Lenk, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-992846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

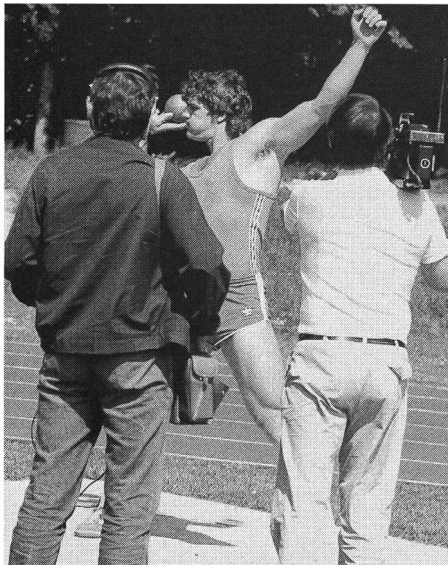


Schneller, höher, stärker, schöner, menschlicher

Der olympische Athlet im Sinne der Idee

Hans Lenk

Das olympische Menschenbild ist – wie Coubertin nicht müde wurde zu wiederholen – nicht auf das körperliche Leisten beschränkt, sondern soll sich auf andere Leistungsqualifikationen beziehen: «Qualifikation stellt sich unter mehrfachem Blickwinkel dar», schrieb Coubertin 1910, «sie kann technisch, ethnisch, sozial, moralisch sein.» Coubertins olympische Idee richtet sich auf ein allgemeines Bildungsideal, auf das Programm einer sportlichen Erziehung, das sich nur «der Materie Sport» bedient, um «körperliche, geistige und sittliche Fähigkeiten» zu steigern. Sport sei ein ideales Mittel, sich selbst zu prüfen und einzuschätzen, «sich selbst zu kennen, zu führen und zu überwinden», sich selbst zu erziehen und sich selbst bewusst zu verbessern oder zu vervollkommen. Die olympische Idee ist somit ein Keim praktischer Lebensphilosophie zur charakterlichen Erziehung.



Der «Schweizer Siegfried»: Werner Günthör.

Der Sport, betonte Coubertin immer wieder, leiste neben der physischen auch eine «moralische und geistige Erziehung». Coubertin versteht in diesem Sinn die olympische Idee als eine Idee der vielseitigen Leistungs- und Einsatzelite aufgrund gleicher Ausgangsposition: «... Kennzeichen des Olympismus ist, dass er eine Aristokratie ist, eine Elite, aber – wohl verstanden – eine Aristokratie völlig gleichen Ursprungs. Denn diese ist nur durch die körperliche Überlegenheit und durch die Muskelfähigkeiten des Individuums bestimmt, bis zu einem gewissen Grad multipli-

Quelle: Olympische Jugend 10/88

ziert mit dem Trainingswillen.» Egalitäre, gleiche Bedingungen sind wesentlich. Erst dann kann das von Pater Didon stammende Motto «Citius altius, fortius» («Schneller, höher, stärker oder tapferer») Ausdruck einer recht verstandenen Eigenleistung sein. Der Schweizer Olympialäufer Dr. Paul Martin, der an fünf Olympiaden teilnahm, deutete das olympische Motto im Sinn Coubertins weiter aus: «Citius: Nicht nur schneller im Lauf, sondern auch im Sinn der Auffassungsschnelligkeit, der Lebendigkeit des Geistes. Altius: Hö-

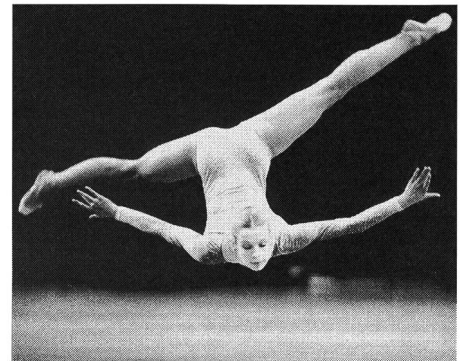
Olympismus: elitär, doch auch egalitär

her, nicht nur zu einem erstrebten Ziel, sondern zur moralischen Erhöhung des Individuums. Fortius: Nicht nur tapferer in den Kämpfen auf dem Sportfeld, sondern auch im Existenzkampf.»

Der Geist der Fairness (Coubertin sprach noch von «Ritterschaft» und «Ritterlichkeit») kommt natürlich wesentlich hinzu. Dazu gehört auch Selbstbescheidenheit in Sieg und Niederlage, realistische Selbsteinschätzung usw.

Gewisse Werte haben ihre Bedeutsamkeit natürlich nicht nur für den Spitzensport, sondern prägen auch den Normalsport, soweit er mit besonders aktivem Engagement betrieben wird. Schliesslich macht Eigenleistung auch frei: Selbstüberwindung, das Bewusst-

sein, eine schwierige Aufgabe geschaffen zu haben, vermittelt das Gefühl einer besonderen Handlungsfreiheit, eben weil man sich einer selbstgewählten Aufgabe verschrieben, diese eigenständig durchgeführt und durchgehalten oder ein achtbares Ergebnis erzielt hat.



Regina Weber (BRD) Rhythm. Sportgymnastik.

Sport zwischen Freiheit und Zwang

Das Ziel setzt man sich grundsätzlich selbst – manchmal auch die Verfahrensregeln. So mag eine sportliche Eigenleistung das Erlebnis eigener Handlungsfreiheit aktualisieren. Wer fünf Stunden über einen Gletscher auf das Zuckerhütl stieg, spiegelt sein Selbstwertgefühl in dieser Leistung. «Auf den Bergen ist Freiheit», wenn man sie sich selbst erleistet (nicht, wenn man sich mit der Kabinenbahn emportragen lässt). Ähnliche Erlebnisse stellen sich nach einem anstrengenden Marathonlauf ein. Tranceartige Erfahrungen des «Fließens», des Getragenwerdens vom Rhythmus der Bewegung beim Kraulschwimmen oder beim Rudertraining gibt es gelegentlich. Nicht zufällig deutet die Philosophie des Zen sportliche Bewegungen und Selbstentwicklungen treffend. Die Gesellschaftskritiker der letzten Jahrzehnte waren im Unrecht, wenn sie meinten, Sport sei wesentlich ein Bereich der Unfreiheit (so Theodor W. Adorno). Zwar gibt es besonders im organisierten Wettkampfsport Gefahren und Fälle der Manipulation, der Entfremdung und des Zwangs durch Funktionäre, autoritäre Trainer oder öffentlichen Erwartungsdruck. Aber dies sind zweifellos Verfallserscheinungen, die nicht das eigentliche beispielhafte Erleben des Athleten und die Struktur der freien und freiwilligen Sporthandlung charakterisieren. Letztlich kann nur jemand sich einem aussergewöhnlich anstrengenden Trai-

ningsprogramm widmen und ausserordentliche oder selbst nur relative, persönliche Bestleistungen erzielen, wenn er sich freiwillig mit dem Ziel, der Aufgabe und der Tätigkeit identifiziert. Man kann jemanden zum Marschieren zwingen, aber nicht zum Aufstellen eines Weltrekords.

Teilnehmen ist wichtiger als Siegen: mehr als olympisches Trostpflaster?

Peleus gab seinem Sohn Achilles den Spruch mit auf den Weg: «Stets der Beste zu sein und die anderen zu übertreffen!» (Homer: Ilias VI, 205; XI, 794.) Diese konkurrenzorientierte Auffassung der Leistung, die von dem «Love Story»-Autor Segal, der auch Marathonläufer ist, der «Achilleskomplex» der griechischen Kultur genannt worden ist, ist bedeutsam und charakteristisch für das olympische Verständnis von Leistungen. Die olympische Idee ist daher durch ein besonderes Leistungsprinzip gekennzeichnet, nämlich das der Wettkampfleistung auf Spitzenniveau. Doch selbst in der olympischen Bewegung wird diese rigorose Orientierung am Besten und am Sieger gemildert und sozusagen relativiert durch Coubertins wohl bekanntes Schlagwort: «Das Wichtigste in den Olympischen Spielen ist nicht, zu gewinnen, sondern teilzunehmen.» Erzieherisch gesprochen, im Sinn der pädagogischen olympischen Idee, ist es in der Tat wichtiger, unter höchstem Einsatz seine beste persönliche Leistung zu erbringen, um etwa an den Olympischen Spielen teilnehmen zu können. Die förderlichen Wirkungen und Einflüsse eines harten sportlichen Trainings und echter Hochleistungsmotivation können durchaus von jemandem erreicht werden, der schliesslich nicht die goldene oder überhaupt eine Medaille gewinnt. Oft und besonders heutzutage ist es auch geradezu eine besondere Herausforderung an Charakter und Erziehung, den verführerischen Versprechungen und Verlockungen nach einem olympischen Sieg zu widerstehen, besonders für junge, noch unreife, noch nicht «mündige» Athleten. Der Olympiasieger hat sozusagen erst noch einen persönlichen Reifetest zu bestehen, angesichts trügerischer Publizität und verlockender Angebote, die ihn aber vom eigentlichen Weg abzulenken, abziehen drohen.

Der olympische Athlet ist in der Tat ein hervorragendes Beispiel, idealerweise ein Vorbild des eigenleistenden Menschen. Die olympische Idee mit ihrem Schwerpunkt der wettkampforientierten Spitzenleistung wie sie im olympischen «Citius, altius, fortius» und in dem Wort Homers zugleich zum Ausdruck kommt – verkörpert sich im Ideal des olympischen Athleten. Sein Bestes gegeben zu haben, sich vollständig eingesetzt zu haben, gut und anständig gekämpft zu haben – das ist der Kern der olympischen Idee. Coubertin selbst übertrug dies auf das Leben allgemein: «Das Wichtige im Leben ist nicht: ge-



Ein historisches Bild: Jesse Owens, Olympiasieger über 100 m 1936 in Berlin, beim Start.

siegt zu haben, sondern gut gekämpft zu haben» – so stellte er bei den Olympischen Spielen 1908 in einer offiziellen Ansprache fest. Diese Idee hat internationale Anziehungskraft in verschiedenen Kulturen bewiesen. Sie ist verallgemeinerbar und wichtig für alle Erziehung zum engagierten, aktiven Leisten und Leben. Sie sollte von inhumanen Überspitzungen und Übertreibungen ebenso verschont bleiben wie von politischen und kommerziellen Verzerrungen.

Das Menschenbild vom eigenleistenden Wesen

Der Wettkampf- und Leistungsgedanke, die Idee einer sportlichen Leistungselite, die Chancengleichheit, der Fairplay-Wert, das Verbot jeglicher Diskriminierung nach Rasse, Klasse, Nation, Konfession und Kultur sowie die Idee, Sportler verschiedener Sprachen zusammenzuführen – all diese Ziele kombinieren sich mit dem Wunsch, sie in einem festlichen Rahmen, dem der Olympischen Spiele, alle vier Jahre zum Ausdruck zu bringen, und mit dem Ziel der Unabhängigkeit des Sports, der Spiele des Olympischen Komitees und der Sportler selbst zu einem Komplex zu vereinen, den man «olympische Idee» nennen kann. Das Menschenbild vom eigenleistenden Wesen gibt dieser Idee einen erzieherischen Akzent – ebenso wie die Verallgemeinerung der Leistungsbereitschaft auf andere, nicht sportliche Bereiche. Das griechische Idealbild des leiblich, geistig-harmonisch Gebildeten steht hier noch im Hintergrund, selbst wenn es heutzutage angesichts der vielfach zu findenden Überspezialisierung bei Spitzenathleten kaum noch verwirklicht ist. Die Werte der Toleranz, gleicher Beteiligung, der Achtung vor Partnern und sportlichen Gegnern, die Idee einer symbolischen Einheit der Menschheit im Sport

sowie das olympische Leistungsprinzip sind Vorstellungen von einem formalen und funktionalen Charakter, die sich mit vielen spezifischen, kulturellen Inhalten verbinden und vereinen lassen.

Olympia darf nicht zum TV-Spektakel verkommen

Nimmt man Coubertins Vorstellung einer Erweiterung der olympischen Werte auf das ästhetische und humanistische Gedankengut im olympischen Menschenbild dazu, so müsste man das berühmte olympische Motto erweitern: «Schneller, höher, stärker, schöner, menschlicher» – wobei letzteres wohl immer wichtiger wird. Die Fünffzahl findet sich ja bei den olympischen Ringen auch und sollte die Verbindung der Erdteile in der olympischen Bewegung symbolisieren – warum nicht auch fünf Begriffe im olympischen Motto? Coubertins Idee einer «Allianz der Künste, der Wissenschaften und des Sports», die sich heute kaum noch bei den Olympischen Spielen findet, könnte in einem einheitlichen Konzept aus der olympischen Grundidee des eigenleistenden Wesens hergeleitet werden. Wenn die Olympischen Spiele sich nicht ihrer eigenen und eigentlichen Ideen entfremden sollen, ist es nötig, die olympische Philosophie und das olympische Menschenbild gerade auch in ihren bedeutsamen kulturellen Elementen in moderner Form auszuarbeiten. Olympia bedarf der intellektuellen Neufundierung, wenn es nicht zum internationalen Showbusiness, zum Athletenzirkus und Medienspektakel verkommen will. Die Hauptfunktion der Olympischen Spiele ist eben nicht, wie die «New York Times» 1976 meinte, «Fernsehunterhaltung zu liefern». Die olympische Bewegung muss sich der humanistischen, philosophischen und erzieherischen Dimension ihrer Idee bewusst bleiben und deren Darstellung modernen Erfordernissen anpassen. ■